

zur Pflege heimatlicher Geschichte, Natur- und Volkskunde

This image shows a highly textured surface, likely the cover or endpaper of an old book. The texture is characterized by a dense, irregular pattern of small, dark, and light-colored elements, creating a mottled or marbled appearance. The overall effect is one of age and wear, with the surface appearing rough and uneven. The lighting is somewhat uneven, with darker areas on the left and right edges and a slightly lighter, though still textured, center. The pattern resembles a combination of organic, fibrous structures and possibly some faint, repeating geometric or floral motifs, though they are too small and obscured by the overall texture to be clearly identified.

Schriftleitung:
Seminar-Studienrat J. Nießen
Druck und Verlag:
Buchdruckerei P. Becker, Brühl
G. m. b. H.

5. Jahrgang

BRVLA. vulgari idioma:
te. Broell. 1573.

Churfürstlicher
hoff von Cölln

Das Stadtbild Brühls vom Jahre 1575 ist als Kupferstich von Franz Hogenberg im 2. Bande des sechs-bändigen Werkes „Beschreibung und Confractur der vornehmsten Stät der Welt“ von Georg Braun enthalten und beschrieben. (Vergl. Nr. 4, Jahrgang 1924 der Heimathblätter.)

In dieses unbekannte Heimatgebiet machte nun der Brähler Eifelverein am **frühen Donnerstag** seinen Ausflug. Die strahlende lachende Herbstsonne übergießte die ge-

Herr Studienrat Nießen führte zunächst zu einem in der Nähe der Kirche gelegenen Hohlwege, der mit seinen steil abstürzenden Wänden und der üppigen Vegetation eine charakteristische Lössklucht darstellt. Solche tief eingeschnittene Schluchten und Hohlwege sind für die Lössgegenden bezeichnend, da die Lösserde nicht wie Leh-

und Sandwände nachrutscht, sondern sich in senkrechten Wänden löst. Daher auch der Name Löss, (richtiger wäre Löss). Aber diese Loisdorfer Lössklucht hat doch etwas ganz Besonderes, indem hier älterer und jüngerer Löss durch eine gegen 40 Zentimeter starke Schottererschicht getrennt wird. Etwas Ähnliches sehen wir auch am Rodderberg, wo älterer und jüngerer Löss durch vulkanische Luffe getrennt wird. Der Ausbruch des Vulkans fällt also in die Zeit zwischen der Ablagerung des älteren und des jüngeren Lösses. Sehr wahrscheinlich ist die Entstehung der Schottererschicht zwischen den Lössbänken bei Loisdorf in derselben Zeit erfolgt. In den unteren Lagen der Lössschicht fanden sich zahlreiche Lössneden. Es konnte mit Sicherheit bestimmt werden die flache Helix hispida, die spitze, turmförmige Succinea oblonga. Auch die zierliche Pupa muscorum ist dort vertreten. Die Lösserde ist gegen Ende der Eiszeit, wo ein trockenes Klima herrschte, auf dem Luftwege als Staub in unser Gebiet verfrachtet worden, hauptsächlich durch Ost- und Nordwinde. Da aber auch damals, genau wie heute, die Südwestwinde vorherrschten, blieb der Löss hauptsächlich in den Hängen liegen, die quer zur Windrichtung, also im Windschatten verlaufen. Beim Vorgebirge trifft dieses zu. Am Westhange ist keine Spur von Löss zu finden, während hier am Osthang die Lösslager in großer Mächtigkeit ausgebildet sind.

Nun ging es in steigendem Gange durch die Gassen und Hohlwege des Dorfes bergwärts. Das blaße Krapprot der Rischblätter kündigt die vorgeschrittenen Jahreszeit. Die Johannisbeerbüschchen haben ihren Blattschmutz bereits abgeworfen, so daß die korallenroten Beeren, die hier und da hängen geblieben sind, eine köstliche Augenweide bieten. Zwischen Waldessaum und Obstplantagen, die zum Teil mit großfrüchtigen Brombeersträuchern amerikanischer Herkunft besetzt sind, führt unser Pfad weiter in der Südrichtung des Vorgebirges. Das farbenfrohe Blätterspiel der Sträucher und Stauden wird noch übertraffen durch die Pracht der Fruchtbeeren. Während im Frühjahr und Sommer, in der Zeit des Werdens, die Beeren und Fruchtgehäuse sich in ihrem unscheinbaren Kleide den Bliden entziehen, treten sie jetzt ganz auffallend in die Erscheinung. Die dunkelblauen, bereiften Schlehen bilden einen wirkungsvollen Gegensatz zu den goldgelben zarten Blättern. Noch mehr hebt sich die Fruchttraube des Ligusterstrauches im dunkelsten Lauchschwarz aus den gelbgrünen Blattbüschchen heraus. Auch das Purpur- und Braunrot der Hagebutte fehlt nicht an diesem Waldessaum. Verloren sind die hochreife Brombeeren aus dem grünen Rankengewirr. Die frischroten Korallen des Maiglöckchens leuchten aus dem Waldessaum.

Die scharfe Glut der Oktobersonne läßt uns den Waldesschaten wohligh empfinden. Es ist ein abwechslungsreicher Mischwald, der nur zu einem verschwindend kleinen Teile aufgefördert, den ursprünglichen Urwaldcharakter ziemlich bewahrt hat. Wir überqueren zwei vorspringende, mit Wald überwucherte Bergnasen. Durchschneiden ein sanft herabstreichendes Tälchen, in dem der höchst malerisch gelegene israelitische Friedhof sich birgt, und ersteigen nunmehr einen schmalen, mit Eichen bestandenen Bergvorsprung, der dort, wo er von der Hochfläche abgeht, eine gut erhaltene Verschanzung trägt. Es ist ein 60 Meter breiter, runder Erdkegel, von 6—7 Meter Höhe. An drei Seiten ist der Kegel von einem Spitzgraben umzogen, während nach Süden der Graben an dem dort steil abfallenden Talhange ausfällt. Die Krone des Hügels ist am Rande wallartig erhöht, so daß eine große kesselförmige Vertiefung entstanden ist. In einer dichten Fichtenstimmung gelegen, macht die Schanze einen etwas düsteren Eindruck. Aber höchstwahrscheinlich ist das Erdwerk nicht sehr alt; es dürfte wohl nachmittelalterlichen Ursprungs sein. Ein

großer Fuchsbau an der Nordseite des Kegels scheint noch besetzt zu sein.

Nach dem Abstieg in das vorbeistreichende Tälchen wurde in der Nähe des Waldrandes, unter weitspannenden Buchen, Mittagssrast gehalten. Das lauschige Plätzchen, die farbenfrohe Umgebung, das gleißende Sonnenlicht ließen den Zauber des Herbstes recht wirksam werden. Dieser Zauber trat im weiteren Verlaufe der Wanderung immer stärker in die Erscheinung. Ein prächtiges Bild bot das aufsteigende Tälchen, das allmählich auf die Hochfläche des Vorgebirges hinaufführte. Zur Linken ein schräger Talhang mit noch lichtgrünem, niedrigem Gestrüpp überwuchert, auf denen eine Anzahl junger Schat-laden sich in Gruppen verteilten. In glühendstem Purpur flammten die großen Blätter dieser Fremdlinge wie lohende Fackeln. Dunkle Kiefernbüsche zur Rechten, überragt und durchsetzt mit noch grünlaubigen Eichen und Eichengruppen begrenzten seitwärts die idyllische Landschaft.

Ein breiter, ausgefahrener Waldweg führte uns über den tiefebenen Hochrücken weiter westwärts. Der dichte Gestrüppwald verhindert einen weiten Umblid und daher erscheinen bei jedem Schritt immer neue Waldbilder. Stellenweise nimmt der Gestrüppwald einen Parkcharakter an, indem weitausstrahlende, kurzstämmige Eichen das Unterholz nicht hochkommen lassen und so einen Einblick in die Waldwildnis gestatten. Die Herbstfarben sind hier um einen Ton frischer und besonders die Bodenflora auf dem nassen, sumpfigen Grund prangt noch in frischem Grün. In den Wasserpfützen des zerfahrenen Waldwegs wuchern in üppiger Fülle der Wasserpfeffer und der Wasserstern. Am Wegrande niden die bläulichen Auzelhyphen des Teufelsabbich. Über eine wundervolle Pracht entfaltet sich in den Weggräben. Wie ein zierlicher Lammewald anzusehen, quellen dort ganze Rasen des Windertonmooses, eines unserer schönsten Moose. In seinem purpurrotem Hauche schimmern auf den trockenen Waldböden Kolonien des Hornzahnmooses.

Wir erreichen nach ungefähr einer halben Stunde Marsch einen schräg nach links abbiegenden, verwachsenen Waldweg und damit zugleich auch den Römerkanal, die römische Wasserleitung aus der Eifel nach Köln. Freilich ist die Leitung schon in früher Zeit als Steinbruch ausgebeutet worden, so daß wir zur Rechten zunächst nur einen tiefen Graben erblicken. Aber im weiteren Verlaufe der Leitung zeichnet sie sich als verwachsener Erdwall, bald rechts bald links des Wegs ab. An mehreren Stellen ist das Gewölbe des Kanals freigelegt, wo man so mit Gelegenheit hat, die Bauart zu besichtigen. Der Gewölbescheitel des Kanals liegt durchgängig etwa 1 Meter unter der Oberfläche. Damit war ein Einfrieren der Leitung nicht zu befürchten. Wahrscheinlich ist der Eifelkanal, der im Urftale zwischen Nettersheim und Urft beginnt, ein Werk des zweiten Jahrhunderts. Die Ueberführung der Wasserleitung über das Vorgebirge war wegen der angrenzenden Swistbach- und Erftniederung recht schwierig. Um so mehr muß man die Bodenkenntnis der Baumeister bewundern, welche die günstigste Stelle in dem dichtbewaldeten Gebiete, eine leichte Einsattelung des Vorgebirgsrückens, heraus fanden.

Weiter ging's zum „Eisernen Mann“, einer nicht-postenden, gegossenen Eisensäule, die wahrscheinlich aus römischer Zeit stammt und wohl einen Vermessungspunkt markiert. Der Querschnitt vom Eisernen Mann bis zum Dorfe Buschhoven zeigte Herbstwaldbilder von köstlichem Reiz. Ueber das wellig werdende Gelände breitet sich dort herrlicher Eichen- und Buchenhochwald aus, durchsetzt mit niedrigen Gebüschgruppen. Eine feierliche Stille webte durch die hohen Baumhallen; nur ab und zu unterbrochen durch das Herabprasseln reifer Eichen und Buchedern. In der Waldestiefe das gellende Modern des Marktkr. Wie rote Flammen hüpfen Eichhörnchen über

den moosigen Waldesboden, emsig beschäftigt, den Herbst segenzuheimen. Strohend in üppigstem Wachstum, auf dem blätterrauhenden Waldgrund, die lichtgrünen Rundpolster des Weißmooses. Welche Schönheit liegt nicht in einem solchen Moospolster? Wird nicht die Mähmal der Wanderung durch eine solche Augenweide voll aufgewogen? Und mitten durch diese heilige Waldesflur schlängelt sich in wunderlichen Windungen der Zeuge uralter Heimatkultur, der Römerkanal. Es ist hochinteressant zu sehen, wie die Leistung immer mehr aus dem Boden heraustritt und jeder Bodenfalte folgt, wie sie in jedes Seitentälchen hinaufbiegt und wieder zurückkehrt und so das Bestreben zeigt, ein möglichst gleichmäßiges Gefälle zu behalten.

Auf dem Rückwege wurde an dem Punkte, wo der von Alfter westwärts führende Waldweg auf die „Breite Allee“ mündet, eine vom Berichtler entdeckte Bieredsschanze besichtigt. Die Ecken der Lagerwälle sind wie bei den römischen Befestigungen schön gerundet. Die Wälle selbst stark verwachsen. Von den Gräben ist keine Spur mehr wahrzunehmen. Der an der Ostseite gelegene Eingang ist noch deutlich erkennbar. Das Wallende biegt dort auf der rechten Seite nach innen um in einer Länge von ungefähr 20 Meter. Die Schanze ist nach den Himmelsrichtungen orientiert. Die Übereinstimmung mit den drei Bieredsschanzen im Rottenforst ist augenfällig, nur daß hier bei dieser Befestigung die Wälle an der Südwestseite ganz fehlen. Das Sumpfgelände scheint dort eine feindliche Annäherung ausgeschlossen zu haben.

Nun ging es heimwärts nach Osten, in der Richtung auf Alfter. Die Nähe des großen Zent machte sich auffällig bemerkbar, indem unzählige Stechmücken über uns herfielen. Sie mochten sich die seltene Gelegenheit, den Brühler Eißelverein anzugreifen, nicht entgehen lassen. Weder Alfter noch Geschlecht wurde da geschont.

Unter sinkender Sonne erreichten wir den Abstieg zur Rheinebene. Ein kleiner, recht sehenswerter Wallring, der nur wenige Schritte abseits gelegen war, wurde dort besichtigt. Es ist eine fast kreisrunde Umwallung von etwa 80 Meter Durchmesser. Die Wälle erheben sich noch gegen 1½ Meter hoch über dem Rasen. Dabei sind die nach außen liegenden Gräben noch zum größten Teil mit Wasser gefüllt. Die Umgebung ist völlig flach. Es ist ein lauschiges, heimliches Plätzchen, zu dem ein grünbewachsener, aber wegen der Nässe des Bodens nur schwer passierbarer Weg hinführt. Wahrscheinlich haben wir in dieser Wallburg eine spät- oder nachmittelalterliche Zufluchtsstätte vor uns. Einen wirksamen Naturschutz bildet hier der fast undurchdringliche Gestrüppwald.

Nun ging es im Absteige durch Alfter wieder zum Ausgangspunkte der Wanderung, zum Moisdorfer Staatsbahnhof. Die Sonne verlosch ohne Prunk hinter dem Waldgraben. Ein leichtes Goldgelb, das allmählich in hellem Purpur überging. Wie ein müdes Leben, das alle Hoffnung aufgibt und nun gelassen dem Tode ins Auge sieht. Solche Sonnenuntergänge, ohne Kampf und Kraft, haben etwas Tragisches an sich. Nach all der Tagespracht ein Auslöschen, ein Aufgehen ins Nichts.

Aber jetzt schon steigt im Osten, aus den wogenden Dünsten des Rheintales, der freundliche Bruder der Heimgegangenen, die silberne Leuchte der Nacht. In heller Pracht die volle Scheibe auf dem samtblauen Mantel der Nacht.

P. A. Tholen.

Heimatliteratur.

Wieland der Schmied. Roman von Rud. Herzog. 1. bis 50. Tausend 1924. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin.

„Geschichte ist eine große Macht, und ihrem Ur-

teile ständen keine Berufungsmöglichkeiten mehr entgegen, wäre nicht die größere Macht, die Dichtkunst. Volk oder Fürsten — wer den Dichter für sich hat, hat die Zukunft gewonnen... Ein Dichterwort vermag zu binden und zu lösen, zu töten und aufzuwecken von den Toten. Gott wählte die Dichter, wie er die Propheten wählte.“

Im Geiste dieser Worte, die seinem neuen Romane „Wieland der Schmied“ entnommen sind, faßt Rudolf Herzog seinen Beruf auf. Im Sinne dieser Gedanken soll sein Werk töten und auferwecken, töten alles, was faul und daseinsunwert ist in unserem kranken Vaterlande, auferwecken, was immer an gesunden Kräften deutschen Volkstums unter dem Schutte vergangener Herrlichkeit schlummert. Aber nur geistiger Art können diese Kräfte bei einem Volke sein, dessen körperliche Wehr zertrümmert ist. So wählt Herzog denn den Schmied der Sage, den germanischen Wieland zum Sinnbilde seiner Dichtung. Als ihm die Sehnen an den Füßen zerschnitten sind, nimmt der Geist des Krüppels seinen höchsten Flug. Bis unser Volk, zu einer deutschen Gemeinschaft erwachsen, ihm hierin folgen kann, wird noch viel Zeit vergehen. Wo aber die Gesamtheit versagt, muß der einzelne Mann zukunftsgläubig zum Zielweiser werden. Ein solcher ist Professor Friedrich Thorsberg, ein Held, der gleich so vielen auf seinem angestammten Heimatboden die große Not der letzten Jahre am eigenen Leben verspürt hat, auch im „Elend“ die Hände nicht sinken läßt und ohne Hast und Raß die geistige Wiederaufrichtung der „Nation“ betreibt. Das Wie dieser Arbeit ist des Dichters ganz persönliche Angelegenheit. Daß Rudolf Herzog sie unter der „geheiligten Deutschlandsfahne der Väter“ leistet, ist bei ihm, der mehr als zwanzig Jahre in seinem Schrifttum Deutschlands kulturelle, wirtschaftliche und politische Weltstellung gefeiert, und wiedererlebt hat, so selbstverständlich, daß ein Brechen mit alten Überzeugungen das Bild der Persönlichkeit Herzogs verzerren würde. Denn eine reine Liebe, um mit Richard Wagner zu sprechen, „kann naturgemäß kein Aufhören ihrer Dauer in sich schließen.“

Doch auch wer dem Professor Thorsberg nicht folgen kann — und deshalb braucht er wahrhaftig kein schlechter Patriot zu sein! — wird in dem Buche viel Schönes über deutsche Art und Gesinnung sagen hören und eine Menge gut gezeichneter Bilder aus den Höhen und Tiefen des Lebens unserer Zeit finden. Die meisten von ihnen hat das unmittelbare Erleben Herzogs, und deshalb wirken sie in ihrer Anschaulichkeit so einprägsam und vielschichtig tief ergreifend. So die Schilderung des langsamen Dahinsterbens der Frau Minne auf der Thorsburg, der deutschen Frau, die sich mit allem und dem letzten an Gatten und Kinder verschwendet, um mit ihrer dahinströmenden Kraft die Lebensäfte der Thren zu stärken. Es ist ein dichterisches Ehrenmal für die entschlafene Gattin Rudolf Herzogs, wie es, gleich vornehm und würdig, nur wenigen deutschen Frauen aufgerichtet sein mag.

Wenn an solche in reinste Menschlichkeit getauchte Stellen des Romans sich andere reihen, als inhaltlich an Räuber- und Kriegergeschichten oder die Werke eines J. F. Cooper erinnern, so liegt die Schuld nicht etwa beim Dichter, sondern in den Phantasien einer in Fiebern ringenden Deutschnheit, die das Ungeheure aus ihrem Körper ausscheiden will. Wie aber der Arzt weiß, daß erst die Fieber verstorben müssen, bevor die Stille der Genesung folgt, so sieht der deutsche Edart Friedrich Thorsberg, daß sein Volk nicht mitten im Fieber gesunden kann. Drum heilt und wartet er, bis er am deutschen Himmel das erste kleine Licht sieht, das seine Landsleute, die in der Nozeit so genügsam geworden sind, schon wie warme Sonne trifft. Vor dem Lichte weichen die finsternen Dämonen, und der Frühling ringt sich langsam ins deutsche Land.

In hellem Zukunftsglauben schließt Herzog sein Buch; denn es gibt wieder Männer im Vaterlande, die den Mut der Verantwortung haben. Dr. Bartmann.

Der Rheinische Christopher. Rhein-Mainischer Heimatkalender. 1925. Herausgegeben vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung. Frankfurt am Main. 1. Jahrgang. Druck und Verlag der Pfälz. Verlagsanstalt Carl Neumann, Neustadt a. d.ardt.

In früheren Zeiten ist der Kalender ein rechtes Volksbuch gewesen. Der Kalendermacher war ein Mann, aus dem Volke hervorgegangen, der mit dem Volke lebte und dachte. So findet jeder im Kalender sich selbst wieder, das eigene Dasein nicht freilich in der platten Alltäglichkeit, sondern herausgehoben zu Sinn und Bedeutung, und auch die Welt, die sich in den Kalenderbildern abspiegelt, verkörperte den Alltag, gab nicht eine Phantasiewelt, gab Wirklichkeit; aber in ihrer ewigen Bedeutung. Johann Peter Hebel und Ludwig Richter sind es vor allem gewesen, die in der schlichten Form des Kalenders ewige Dinge gegeben haben.

In den letzten Jahrzehnten ist der Kalender, wie alles, was die Tradition weitergab, vielfach entleert, mechanisiert worden. Zwar die äußere Form blieb und die Zahl des Jahrgangs mochte sich schon dem Hundert nähern. Aber es war nur noch Form. Der Kalendermann war nicht mehr — die Kalenderindustrie blühte.

Da ist es die Volksbildung gewesen, die im Kalender ein wertvolles Mittel sah zum Volke zu kommen und zum Volke zu sprechen. In ihren Händen gewann der Kalender wieder neues Leben. Die erste Volksbildungsorganisation, die einen in seiner Art mustergültigen Volksbildungskalender herausgab, ist wohl der Volksbildungsverein für das Großherzogtum Luxemburg gewesen. Später folgte der Schwäbische Heimatkalender, und der Heimatkalender des Pfälzer Verbandes für freie Volksbildung „Der Jäger aus Kurpfalz“, und nun tritt auch der Rhein-Mainische Verband für Volksbildung mit einem Volkskalender, dem „Rheinischen Christopher“ hervor.

Ein guter Volkskalender muß zweierlei haben. Er muß in der Heimat wurzeln. Einem Kalender, der sich „an Alle“ wendet, würde das beste Mittel fehlen, zum Einzelnen zu sprechen: die Sprache der Heimat. Ein Volkskalender aber darf nicht in allem und jedem ortsbedingt sein. Er muß auch davon künden, daß sich über alle Heimatgaue der Himmel Deutschlands wölbt und daß über den Werten der Heimatpflege und der Heimatkunst auch jene andern allgemeingültigen Werte stehen, die dem ganzen Volke angehören.

So will der Rheinische Christopher beides sein: deutsch zugleich und rheinisch. Er umspannt das Gebiet, in dem die Volksbildungsarbeit des Rhein-Mainischen Verbandes wurzelt, hat vor allem auf die Gebiete des mittleren Rheines sein Augenmerk. Rheinische Geschichte und rheinische Sagen, auch Dialektgedichte auf der einen Seite, Betrachtungen der Heimatpflege, so eine Darstellung der wechselnden Geschichte der Feste Ehrenbreitstein, eine lebensvolle Schilderung des Hunsrücks und seines Hausrates, historische Reminiszzenzen aus der rheinischen Geschichte von der Mosel, vom Dombau zu Limburg, von Schloß Augustsburg in Brühl auf der anderen Seite.

Aber auch zu den Werten, die dem ganzen Volke gehören, will der „Rheinische Christopher“ hinführen. Erzählendes von Goethe und Johann Peter Hebel, aus dem alten Märchengut, aus der Dialektdichtung, sogar von Emanuel Kant steht auf der einen Seite, eine innige Betrachtung über die Familie von Rektor Heinen, eine seelen- und weltkundige Leistung zum Anstand von Stanislaus von Dumin-Borlowff auf der anderen Seite. Auch mancherlei Praktisches, über die englische Krankheit etwa oder den Vohnabzug, schließt sich an.

Der Kalender ist mit Bildern reich geschmückt, nicht nur mit solchen, die die historischen Aufsätze erläutern. Unmutige Monatsbilder begleiten die Jahreszeiten. Das Märchen vom „Gewatter Tod“ lebt in feinsinnigen Zeichnungen auf, ewig junge Bilder Richters schmücken den Kalender und auch Künstler unserer Zeit haben das eine oder andere Blatt noch beigezeichnet.

So ist der „Rheinische Christopher“, der die Gestalt der frommen Legende, anklingend an das Steinbild des Kölner Doms, zu seinem Sinnbild gewählt hat, ein rechtes Volksbuch geworden für die Gebiete des Rheines und darüber hinaus, und man mag ihm wünschen, daß er in jedes Haus, in jede Hütte seinen Weg finde.

Rheinische Heimat im Wandel des Jahres. Von Hugo Otto H. 80 (463) M.-Glabbach 1924, Volksvereins-Verlag GmbH. Gebunden 3.50 M.

Vom Aufbau und Inhalt des Buches sagt der Verfasser einleitend: „Ununterbrochen sitzt Altmutter am Webstuhl der Jahreszeiten und ändert stetig an ihrem Gewande. Ob wir die Natur anschauen in ihrem winterlichen Schlummertumel oder in ihrem Hochzeitsgeschmeide im Lenz oder in der duftigen Tracht des Sommers oder im Abschiedsleide des Herbstes; immer ist sie herrlich geschmückt. Voll Bewunderung blicken wir in ihre Werkstätte und erhalten Einblick in die Wunderwelt eines unfassbar großen Schöpfers...“

Die Naturdarstellungen sind in den Kreislauf des Jahres eingeordnet und in folgende Hauptabschnitte zusammengefaßt: Um die winterliche Sonnenwendzeit, In Eis und Schnee, Heimatwerte, O wandern, o wandern, Lenz ist da, Kinderwiegen in der Natur, Aus Forst und Flur, Landschaften der Heimat, Aus dem Wirtschaftsleben, An der Wiege des Naturlebens, Winterliche Stimmung, Am Wanderwege und Tagebuchblätter.

Wer die von Hugo Otto verfaßten und ebenfalls im Volksvereins-Verlag erschienen Bücher „Naturerzählungen“ und „Am Born der Heimatliebe“ gelesen hat, der wird das neue Werk „Rheinische Heimat im Wandel des Jahres“ mit Freuden als eine weitere Gabe zur Weckung der Heimat- und Vaterlandsiebe begrüßen. Es erhebt ihn über das Alltägliche des Daseins.

Die alte Eiche.

Im weiten Parkbereiche
Ist mir gar lieb ein Baum,
Es ist die alte Eiche
An seines Grabens Saum.

Weit ragen ihre Aeste
Jernagt und sturmzerzaust,
Gleich Zinnen einer Feste
Von Kämpfen oft umbraut.

Ob auch des Wetters Funken
Sie senkte bis ins Mark,
Es ist nicht hingefunken
Der alte Rinde stark.

Und wieder kränzt dem Hünen
Die narbzerrissene Brust
Der Zweige frisches Grünen
In neuer Maienlust.

Als jüngst in Maientagen
Den Baum ich grünend fand,
Da dacht ich sonder Zagen,
Ans teure Vaterland.

Albert Reiner mann.
(Vertont von Fr. Kalthoff.)